



Der Schrei der Betroffenen und die Liturgie

von Benedikt Kranemann

Der Schrei der vom Missbrauch in der katholischen Kirche Betroffenen als „locus theologicus“ – was geht das die Liturgiewissenschaft an? Viel, denn auch wenn es in den aktuellen Debatten zumeist ausgeblendet wird, kann man nicht daran vorbeisehen, dass die Liturgie durch die unterschiedlichen Ausprägungen inner-kirchlichen Missbrauchs tangiert ist. Wenn man davon ausgeht, dass sich in der Liturgie Kirche konstituiert und die verschiedenen Feiern die Menschen prägen, kann die kritische theologische Reflexion die Liturgie nicht aussparen. Spätestens dann, wenn nicht allein von sexuellem, sondern auch von geistlichem Missbrauch gesprochen werden muss, ist der Gottesdienst sogar unmittelbar involviert. Mindestens aus diesem Grund darf sich die Liturgiewissenschaft nicht der Diskussion um einen besonderen locus theologicus verschließen.

Es lohnt sich, die entsprechende Passage aus dem Text „Macht und Gewaltenteilung in der Kirche – Gemeinsame Teilnahme und Teilhabe am Sendungsauftrag“ des Synodalforums I genauer anzusehen. Sie findet sich eingangs eines Kapitels, in dem Schritte für eine Reform kirchlicher Machtstrukturen verhandelt werden. Sieben Zeilen, in denen die Tragödie von Menschen, das Versagen der Institution Kirche und die Notwendigkeit von grundlegendem Wandel sowie eine weitreichende Neuperspektivierung angesprochen werden. Im Mittelpunkt dieses Absatzes stehen diejenigen, „die von kirchlichem Machtmissbrauch betroffen waren und sind“. Muss man das, was diesen Menschen widerfahren ist, nicht deutlicher aussprechen: „diejenigen, deren Leben zutiefst beschädigt und zerstört worden ist“? Darum geht es und nicht um irgendein Betroffensein. Von ihrem Schrei ist die Rede, und dieses Wort bringt unwillkürlich das Geschundensein der Menschen zum Ausdruck, die missbraucht worden sind. Es gibt mittlerweile viele Berichte von Menschen über das Leid, das ihnen in der Kirche zugefügt worden sind. Man müsste schon sehr abgestumpft sein, um nicht immer wieder aufs Neue dadurch schockiert und als Mitglied dieser Kirche zutiefst be- und getroffen zu sein.

Auf der anderen Seite stehen Strukturen der Macht, die diesen Missbrauch zugelassen, erleichtert, gefördert haben. Es sind destruierende und destruktive Strukturen, die Menschen einen solchen Schrei abnötigen. Wo inmitten einer Institution, Gesellschaft, Gruppe solche Verbrechen geschehen können, müssen ihre Strukturen radikal verändert werden, damit das Risiko des Missbrauchs auf das geringstmögliche Maß reduziert wird. Dafür braucht es Reflexion, kritisches theologisches Nachdenken, müssen Quellen ausgewertet und Menschen immer wieder gehört werden, müssen Stimmen zu Wort kommen, die vom eigenen

Leid berichten können, denen zugehört wird, denen Wiedergutmachung zuteil wird, soweit das überhaupt möglich ist. Und vor allem muss entschieden gehandelt werden. Eingangs des Textes heißt es klar, die Kirche müsse sich der Krise stellen und ernsthaft nach Lösungen suchen.

Was bedeutet das für die Liturgie? Es ist ja auffällig – Ausnahmen natürlich ausgenommen –, dass weder die mittlerweile diversen Missbrauchsgutachten noch die immer neuen und schrecklichen Berichte Geschädigter, auch nicht die Debatten, welche Machtstrukturen und Schweigespiralen solche Verbrechen ermöglicht haben,¹ zu irgendwelchen Veränderungen in der Liturgie geführt haben. Kein Text hat sich geändert, kein Ritus wurde überdacht oder überarbeitet. Dabei liegen kritische Analysen zur Genüge vor,² es hätte längst gehandelt werden können. Sensible Kommentatoren wie Eduard Nagel haben zwischenzeitlich die Frage aufgeworfen, ob beispielsweise Bekenntnis und Bitte wie im Confiteor überhaupt noch verwendet werden können. Die Täter und ihre Vorgesetzten hätten das Confiteor gesprochen und sich mit dem Hinweis trösten lassen, Gott möge sich erbarmen und Sünden vergeben. „Im Vertrauen, dass er das tun wird, konnte und kann man beruhigt schlafen. Können, dürfen wir heute nach all dem, was wir inzwischen wissen, noch so beten?“³ Offensichtlich ja, denn es ist nicht bekannt, dass auf irgendeinen Zwischenruf und irgendeine Diskussion über Machtmissbrauch und Liturgie seitens der liturgierechtlich zuständigen Instanzen in den vergangenen Jahren eine Reaktion erfolgt wäre.

Doch geht es nicht um eine Quisquilie, ein paar schmückende Rituale, zeremonielle Äußerlichkeiten – nein, es geht um den Kern des Gottesdienstes und einen Pfeiler der Existenz der Kirche. Eine Liturgie zu feiern, die sich nicht sensibel zeigt gegenüber den Stimmen der

Geschundenen und Gequälten, hieße, die Liturgie ihrer eigenen Mitte zu berauben. Der Begriff „Paschamysterium“ mag für manche heute abgegriffen wirken, dennoch verbirgt sich in ihm ein höchst differenziertes theologisches Programm. Es erzählt von Gott, der sich in Jesus von Nazareth bis in Leiden und Tod hinein den Menschen nahe und verbunden erweist und den Menschen gleich geworden ist. Gegen alle Verharmlosung dessen, was Liturgie im Kern feiert, muss daran festgehalten werden: Keine Liturgie kann und darf sich bei aller Österlichkeit dem Leid des Gekreuzigten entziehen. Wenn Liturgie gefeiert wird, ist der Karfreitag immer dabei. Wer die Passion Jesu erinnert und sich diesem Leiden stellt, gedenkt auch der zahllosen Passionen der Menschheitsgeschichte, ohne sie für irgendetwas zu vereinnahmen oder sie zu egalisieren. Die Missbrauchsopfer der Kirche nicht präsent zu halten, wäre – und ist – eine erneute Missachtung und ein Unsichtbarmachen dieser Menschen. Es wäre Ausdruck einer leidensunfähigen Kirche ohne wirkliche Empathie, die darin auch das Leiden Christi verhöhnen würde. Die Stimmen der Geschundenen und ihre zerstörten Lebensgeschichten nicht in der Liturgie präsent zu haben, wenn sich Kirche auf den Weg der Erneuerung macht – es würde Kirche und Liturgie um ihre Mitte bringen.

Aber was meint es, in und für die Liturgie, „die Stimme derer [zu] hören, die von kirchlichem Machtmissbrauch betroffen waren und sind“? Drei Vorschläge, die natürlich um viele zu erweitern wären.⁴ Folgt man dem Synodenpapier, verlangt ein solches Hören wie in allen innerkirchlichen Beratungs- und Entscheidungsprozessen Mitberatung und -entscheidung. Sicherlich gehört die Sprache der Liturgie neu auf den Prüfstand. Da wird von Opfer gesprochen, als wenn es nichts Selbstverständlicheres gäbe, dass irgendwer und irgendetwas geopfert wird.

Da finden sich Dialoge, die jene Weise der Hierarchie abbilden, die sich als Problem erwiesen hat. Da gibt es Aussagen über die Kirche, die angesichts dessen, was in den vergangenen Jahren zutage gefördert worden ist, einfach fahrlässig wirken. Texte wie das Confiteor, die stark ritualisiert sind, müssten in ihrer Tragfähigkeit überprüft und befragt werden, ob und wie sie in diesen Jahren glaubwürdig wirken können. Es geht um mehr Sensibilität, wie wer wann sprechen kann, damit die Sprache nicht verletzt und abstoßend wirkt angesichts des Geschehenen, sondern glaubwürdig ist in der Feier des Paschamysteriums. Es ist sicherlich nicht mit ein paar Retuschen getan, wie sie offensichtlich jetzt manchem für eine Revision des Messbuchs vorschweben. Es geht ganz grundlegend um eine andere Sprachsensibilität in der Kirche und im Gottesdienst.

Der zweite Vorschlag: Es muss kirchenrechtlich gesichert „Laien“ – schon der Begriff ist im Kontext problematisch – die Möglichkeit eröffnet werden, sich an der Schriftauslegung, der Homilie, zu beteiligen.⁵ Es kann nicht sein, dass vor allem diejenigen in der Kirche, aus deren Mitte die meisten Missbrauchstäter stammen, allein umfassend das Predigtrecht wahrnehmen können. Wenn die Stimme der Missbrauchten gehört werden soll, müssen breiter als bisher menschliche Erfahrungen Platz in der Kirche und auch in der Homilie erhalten. Gerade eine für menschliches Leid sensible Kirche braucht die Homilie Ordinierter wie Nichtordinierter. Den Hinweis, dass vielen „Laien“ ja schon generös in der Messfeier die Möglichkeit eingeräumt werde zu predigen, möchte man nicht mehr hören. Wer so redet, macht sich für eine Kirche stark, in der Probleme nicht offen angegangen, sondern möglichst hinter vorgehaltener Hand „gelöst“ werden. Genau das aber sind Haltungen, die Missbrauch befördert haben und weiterhin befördern.

Und über Gesten, Riten, Gewänder in der Liturgie – das als dritter Vorschlag – ist nachzudenken. Es gilt, jeden Anschein einer Überhöhung von Persönlichkeiten zu vermeiden, die im Klerikalismus endet und jene Strukturen, Verhaltensweisen, Selbst-überschätzungen fördert, die verletzen. Wenn es auch immer wieder bestritten wird: Hier ist nach Funktionalität zu fragen und in den Blick zu nehmen, ob und wo Liturgie Missbrauch zuarbeitet. Das kann nicht eine Gruppe in der Kirche unter sich ausmachen. Ein breiter Diskurs ist notwendig, um sich gegenseitig zu spiegeln, wie welches Handeln wechselseitig wahrgenommen wird – und im Problemfall für Abhilfe zu sorgen.

Eine Kirche, die den Schrei der Missbrauchten als locus theologicus „für unsere Zeit“ – vielleicht wäre für „unsere Kirche“ in diesem Fall passender gewesen – begreift, kommt nicht daran vorbei, ehrlich auch über ihre Rituale und damit die Liturgien nachzudenken. Wenn sie das nicht möchte, sollte sie gar nicht erst von einem „besonderen“ locus theologicus sprechen. Sie würde sich noch unglaubwürdiger machen, denn sie würde in den Verdacht geraten, nur den Anschein erwecken zu wollen, auf die Missbrauchten zu hören, ohne wirklich etwas bewegen zu wollen. Anders gesagt: Mit dieser Passage im Synodentext ist die Fallhöhe für die Kirche noch einmal dramatisch verändert worden.

Der Text hat jedoch auch seine Schattenseiten. Je öfter man ihn liest, umso mehr fragt man sich, ob er nicht zu sehr den Charakter eines Kompromisspapiers trägt. Dass die Strukturen der Kirche erneuert werden müssen, kann man kaum bestreiten. Aber schon die Formulierungen, was da genau geschehen soll, bleiben nicht nur sehr im Allgemeinen, sondern auch in einem Kirchendeutsch, das nichts Gutes verheißen. Da ist vom „Dienst an den Menschen“ die Rede und kommt jene

Vokabel ins Spiel, die doch Teil des Problems ist. Warum nicht „Arbeit“ für die Menschen, warum nicht „Engagement“, wie man heute sagen würde? „Dienst“ schleppt immer etwas Unterwürfiges und Armseliges mit sich, das leider geeignet ist, jene Strukturen zu verschleieren, die doch gerade aufgebrochen werden sollen. Und auch der nächste Satz irritiert zutiefst: „Eine gute Leitung der Kirche im Geist des Evangeliums“ soll gesichert werden. Da möchte man seine Zustimmung ja gar nicht verweigern. Aber was heißt das denn? Vager kann man gar nicht formulieren. Liest man in diesem Kontext die Passage, in der vom Hören auf den Schrei der Missbrauchsopfer die Rede ist, drängen sich plötzlich Fragen auf: Ist das denn konkreter? Müsste es, um glaubwürdig zu sein, nicht konkretisiert werden?

Auch zumindest über eine der beiden Schriftstellen, die im Zusammenhang genannt werden, stolpert man. Passt denn mit Blick auf die Missbrauchten der Verweis auf Mt 5,1–12, wenn es in V. 12 heißt „Freut euch und jubelt: Denn euer Lohn wird groß sein im Himmel.“ Die Schriftstelle ist theologisch sicherlich mit bester Absicht hier eingefügt – aber darf man so angesichts des Schreis der Gedemütierten sprechen? Und wenn überhaupt: Wer darf so sprechen? Nimmt man den Abschnitt mit dieser Leseperspektive wahr, erhält er plötzlich einen ganz faden Beigeschmack.

Und eine weitere Gefahr droht: Strukturen müssen verändert werden, wird zunächst ausgeführt, um dann fortzufahren, dass die Stimme der Missbrauchten gehört werden muss. Der Absatz ist von seinem Aufbau nicht unproblematisch. Was ist gemeint? Die Gefahr droht, so kann man den Text zumindest lesen, dass die Stimme der Missbrauchten eingesetzt wird, um zu strukturellen Veränderungen zu kommen, sie vielleicht auch durchzusetzen. Dann aber würde man diese Menschen und ihr Leid instrumentalisieren – das wäre nicht nur mit

Blick auf das, was die Liturgie im Kern feiert, absolut undenkbar. Es wäre theologisch in keiner Weise akzeptabel.

Es geht um menschliches Leid und um die Rede von den loci theologici – die Textpassage wirkt durchaus ambivalent. Die Stimme der Menschen, denen unsägliches Leid zugefügt worden ist, muss gehört werden. Aber sie muss einzig und allein gehört werden, um ihnen als in der Kirche Geschundenen zuzuhören. Was diese Menschen an Leiden erfahren haben, was das für ihr Leben und Glauben bedeutet usw., steht für sich und verlangt für sich allein Beachtung. Die Kirche darf diese Stimme keinesfalls für sich verwenden wollen. Sie kann ihr nur als hörende Kirche begegnen. Andernfalls sollte sie sofort aufhören, von einem locus theologicus zu sprechen. Denn das wäre dann unredlich und ein neuer Schlag ins Gesicht dieser Menschen. Dass kirchliche Strukturen zu verändern sind, steht auf einem anderen Blatt. Hoffentlich reicht die Einsicht so weit, dass die Kirche aus sich heraus zum Umdenken und zum Neuanfang fähig ist. Wenn man dafür das Leid anderer instrumentalisieren müsste, würde sich die Frage stellen, wie es überhaupt um die Selbsterkenntnis und den Willen zur Erneuerung bestellt ist. Doch das möchte man lieber nicht zu Ende denken.

Endnoten

1 Aus der Fülle der Literatur seien genannt: Gefährliche Theologien. Wenn theologische Ansätze Machtmissbrauch legitimieren. Hg. von Doris Reisinger. Regensburg 2021; Herbert Haslinger, Macht in der Kirche. Wo wir sie finden – Wer sie ausübt – Wie wir sie überwinden. Freiburg/Br. [u.a.] 2022; Macht und Kirche. Hg. von Valentin Dessoy [u.a.]. Würzburg 2021.

2 Vgl. vor allem Gottesdienst und Macht. Klerikalismus in der Liturgie. Hg. von Stefan Böntert [u.a.]. Regensburg 2021.

3 Eduard Nagel, Können wir noch so beten? Gedanken zum Confiteor in Anbetracht der Missbrauchskrise, in: Gottesdienst 55. 2021, 168.

4 Vgl. die Beiträge in Amt – Macht – Liturgie. Theologische Zwischenrufe für eine Kirche auf dem Synodalen Weg. Hg. von Gregor Maria Hoff [u.a.]. Freiburg/Br. [u.a.] 2020 (Quaestiones Disputatae 308).

5 Vgl. Laienpredigt - Neue pastorale Chancen. Hg. von Christian Bauer – Wilhelm Rees. Freiburg/Br. [u.a.] 2021.

